

können Detailforschungen anschließen, die sich Teilkomplexe zur genaueren Untersuchung vornehmen. Das in verschiedene Richtungen weisende Eingehen römischer Quellen der späten Republik und des frühen Prinzipats auf Kleidungsfragen – positiv wie negativ – lädt dazu ein. Hierzu hat Starbatty eine Grundlage geschaffen, die geeignete Ausgangspunkte bietet.

ULRICH LAMBRECHT
*Universität Koblenz-Landau
Campus Koblenz*

archisches Verhältnis zueinander gebracht, sondern ohne Numerierung nur optisch voneinander abgehoben bzw. eingerückt sind; des Weiteren wirken die Inkonsistenzen bei den Druckbildern von Überschriften im Inhaltsverzeichnis gegenüber denen in der Darstellung verwirrend.

Ulrike Egelhaaf-Gaiser, Dennis Pausch, Meike Rühle (Hg.): Kultur der Antike. Transdisziplinäres Arbeiten in den Altertumswissenschaften; Berlin: Verlag Antike 2011; 456 S., 44 SW-Abb.; ISBN 978-3-938032-41-1; € 54,90

An einführender Literatur in moderne kulturwissenschaftliche Methoden herrscht gewiss kein Mangel. Als ein Desiderat kann man schon eher Publikationen betrachten, die betont interdisziplinär ausgerichtet, das Potential dieser Ansätze an konkreten Fallbeispielen vorführen und auf diese Weise nicht nur den Nachvollzug durch einen vom Studierenden bis zum Lehrenden reichenden Rezipientenkreis gewährleisten, sondern darüber hinaus gezielt zur eigenen Anwendung dieser Zugänge animieren wollen. Diesem Anliegen fühlt sich der von Ulrike Egelhaaf-Gaiser, Dennis Pausch und Meike Rühl herausgegebene Sammelband verpflichtet, der sich eher als ein Arbeitsbuch denn als Einführung versteht. Die Perspektive liegt dabei auf den vier klassischen Altertumswissenschaften (Alte Geschichte, Griechische und Lateinische Philologie, Klassische Archäologie), wobei im Sinne der Interdisziplinarität weitere wissenschaftliche Disziplinen, wie Papyrologie, Numismatik und Archäobotanik, einbezogen werden. In Zeiten sich zusehends spezialisierender Wissenschaftsbereiche führt der Band auf beeindruckende Weise vor, „dass eine Gesamtsicht auf die Kultur der antiken Welt nur durch eine enge und grenzüberschreitende Zusammenarbeit der Fächer gewährleistet werden kann“ (S. 9). So ist es das Ziel sämtlicher Beiträge des Buches, für Methodenkombination im Dienste der Heuristik zu plädieren und das Bewusstsein für methodische Probleme zu schärfen.

Die Aufsätze des Bandes gliedern sich in die Kategorien „darstellen“, „repräsentieren“, „fixieren“, „verweisen“. In jeden dieser Teilbereiche wird durch eine Einleitung eingeführt, die Bemerkungen zum Themenspektrum, die mit dem jeweiligen Begriff verknüpft sind, sowie Zusammenfassungen zu den entsprechenden Beiträgen enthält. Sodann folgen jeweils vier Aufsätze, die das pluralistische Methodenspektrum, das sich unter dem entsprechenden Oberbegriff summiert, beispielhaft veran-

schaulichen. Diese konkreten Fallstudien dokumentieren nicht nur das Leistungspotential der jeweiligen Ansätze, sondern problematisieren auch immer wieder Grenzen und methodische Schwierigkeiten des jeweiligen Zugangs. Jeder Beitrag wird ergänzt durch eine kommentierte Bibliographie und weiterführende Literaturhinweise. Auch auf diesem Wege wird gewährleistet, dass die Impulse, die durch die Aufsätze gesetzt werden, selbstständig vertieft werden können. Dabei versuchen die Einzelbeiträge dem unterschiedlichen Wissensstand der disparat ausgerichteten Leserschaft durch thematische Vielfalt und ein differenziertes Anspruchsniveau gerecht zu werden, so dass, nach Sicht der Herausgeber, eine Lektüre des Bandes nicht unbedingt zur Gänze notwendig ist, sondern die Rezipienten vielmehr angehalten werden, eigenen Interessen bei der Auseinandersetzung mit der Publikation zu folgen, so dass die Beiträge daher durchaus selektiv erarbeitet werden können.

Den sich in Kategorien gliedernden Aufsätzen ist ein Beitrag Manfred Landfesters vorangestellt, der, aus der Sicht eines Klassischen Philologen, die Entwicklung der altertumswissenschaftlichen Fächer seit dem Humanismus skizziert und nicht zuletzt die wellenförmig verlaufenden, zwischen antiquarischem Vollständigkeitsanspruch und auf Details konzentrierten changierenden Tendenzen in den Blick nimmt. Einen besonderen Fokus richtet Landfester dabei auf die Spezialisierung und Differenzierung der einzelnen Teildisziplinen. Er konstatiert, dass diese Tatsache den Zusammenhang der antiken Kultur und der sich mit ihr wissenschaftlich auseinandersetzen den Fächer aus dem Blick geraten ließ. Doch gerade gemeinsame Fragestellungen und Erkenntnisgrundlagen zeigen sinnfälligermaßen auf: „Disziplinarität erfordert Interdisziplinarität“ (S. 31). Der Beitrag Landfesters stimmt den Leser also zunächst allgemein auf die Probleme und Themen altertumswissenschaftlicher Fächer ein und bildet so eine wichtige Vorstufe für die folgenden spezielleren Aufsätze.

Ziel des Teilbereichs „darstellen“ ist es, sich auf Personen oder Personengruppen zu konzentrieren und Veränderungen, die durch unterschiedliche Arten der Darstellung erfolgen, sowie die Wahrnehmung entsprechender Inhalte durch die Rezipienten zu betrachten. Matthias Recke wendet sich der Darstellung des Kriegers in der attischen Vasenmalerei und der griechischen Tragödie zu. Recke stellt fest, dass in diesen unterschiedlichen Medien die Präsentation des heroischen Kriegers zunehmend abgelöst wurde durch Darstellungsformen, die Leid, Gewalt und die Folgen des Krieges vor Augen führen. Entgegen der Annahmen der *communis opinio* kann Recke allerdings überzeugend nachweisen, dass diese Veränderung von den Bildmedien ausging und erst zeitlich versetzt in die Gattung der Tragödie übernommen wurde. Diesen Mentalitätswandel versteht Recke zudem mit Hilfe einer kulturgeschichtlichen Einordnung plausibel zum historischen Kontext in Bezug zu setzen. Gebrauchsgegenstände waren eher geeignet, veränderte Auffassungen zum Ausdruck zu bringen, als die offizielle Kunst.

Christian Ronning widmet seinen Beitrag der Darstellung von Frauen in römischen Grabinschriften. Ronning kombiniert diskursanalytische und praxeologische Verfahrensweisen, um zu dem Schluss zu kommen, dass die Römer keine begrifflichen Kategorien besaßen, um Eigenschaften von Frauen jenseits des kanonischen weiblichen

Tugendkatalogs zu erfassen, so dass die formelhafte Erscheinung entsprechender Grabinschriften gerade auf Versuche hindeute, individuelle Besonderheiten hervorzuheben, gleichzeitig auf diesem Wege aber Bezüge zur traditionellen standesspezifischen Repräsentation hergestellt wurden. Die Grabinschriften von Frauen zeigen demnach, dass geschlechtsspezifische Profile immer wieder neu ausgehandelt werden mussten, so dass sich für die römische Antike eine Thematisierung von Weiblichkeit niemals ohne gleichzeitigen Bezug auf die Welt der Männer denken lasse.

Den Einflüssen gesellschaftlich-kulturellen Wandels auf die Literaturproduktion spürt der Aufsatz „Philosophen, Mönche und Hetären. Die *Apophthegmata Patrum* im Schnittfeld von Theologie und Klassischer Philologie“ von Thomas J. Bauer nach. Anhand dieser christlichen, am Ende des dritten Jahrhunderts entstandenen Anekdotensammlung zu den ägyptischen Anachoreten zeigt Bauer auf, dass traditionelle, sich in spezifischen literarischen Gattungen, wie der Philosophenbiographie, manifestierende Lebensentwürfe aus der antiken paganen Literatur von christlichen Autoren für eigene literarische Werke übernommen und auf genuin christliche Bedürfnisse hin angepasst wurden, so dass sich in der Tat das „Fortleben der Antike im Christentum“ (S. 125) anschaulich erkennen lässt.

Auf die unterschiedlichen Zugriffsweisen von Klassischer Philologie und Alter Geschichte auf antike Texte richtet Dennis Pausch sein Augenmerk. An der *Vita Aurelians* in der *Historia Augusta* verfolgt er fiktive Elemente und Widersprüche in Überlieferungsfacetten, um die Arbeitsweise des Autors „geradezu als Parodie auf historiographische Gewohnheiten“ (S. 140) zu charakterisieren, die den Leser gezielt irritieren solle und auf diese Weise zu einer aktiven reflektierenden Form der Lektüre anhalten wolle. Diesen philologischen Befund gelte es sodann bei der historischen Interpretation zu berücksichtigen. Pausch rückt so die Bedeutung der literarischen Form für den Umgang mit antiken Texten in den Fokus und kann damit für einen Kooperation von Klassischer Philologie und Alter Geschichte eintreten.

Unter den nächsten Oberbegriff „repräsentieren“ gruppieren sich Beiträge, denen ein thematischer Schwerpunkt gemeinsam ist, für den die etymologische Bedeutung des Leitbegriffs prägend ist. Peter Franz Mittag widmet seinen Aufsatz „Der Quellenwert des Geldes für die Altertumswissenschaften“ den Chancen und Grenzen eines numismatischen Zugangs zu antiken Gesellschaften. Mittag stellt anhand von vier Münzbeispielen eindrücklich dar, dass numismatische Quellen bisweilen eher weitere Fragen aufwerfen als zu konkreten Lösungsansätzen beizutragen, so dass nur Methodenkombination und intensive wissenschaftliche Kooperation zwischen einzelnen altertumswissenschaftlichen Disziplinen eine wenngleich kontroverse, so doch gewinnbringende Auseinandersetzung mit diesem Quellenmaterial zu leisten vermag.

Christa Frateantonio beleuchtet in ihrem Beitrag das „Heiligtum und Orakel der *Fortuna Primigenia* in *Praeneste* (Italien)“. Besondere Aufmerksamkeit richtet sie dabei auf die gesellschaftliche Relevanz des Kultes, den das imposante architektonische Erscheinungsbild der Anlage im heutigen *Palestrina* zu suggerieren vermag. Dazu nimmt Frateantonio nicht nur den archäologischen Befund in den Blick, sondern interpretiert Belegstellen für das Heiligtum in literarischen Quellen, um auf

diesem Wege nicht zuletzt Rückschlüsse auf die Kultpraxis ziehen zu können. Fra-teantonio stellt heraus, dass das Heiligtum und Losorakel der Fortuna Primigenia nie überregionale Bedeutung erlangte, sondern allenfalls als Opfer- und gerade nicht als Orakelstätte von Belang war. Dies erklärt die Verfasserin mit dem Bestreben der Römer, ihr eigenes Schicksal nicht an einen fremden Kult zu knüpfen; in Rom wurden vielmehr eigene römische Institutionen mit der Aufgabe des Wahrsagens betraut.

Einen Aufsatz zum Verhältnis von Ritual, Götterbild und Sakralraum am Beispiel des Mithraskultes steuert Anja Klöckner bei. Klöckner arbeitet die Unterschiede zu anderen Kulturen heraus, um durch diesen Kontrast die spezifischen Besonderheiten des Mithraskultes ermessen zu können. Trotz der großen Zahl bekannter Mithräen und deren geographisch großer Streuung ergeben sich typische Gemeinsamkeiten für diese Kultstätten, so dass eine hinreichende Erkenntnisgrundlage für Klöckners Ansinnen vorhanden ist. Klöckner interpretiert die Strukturelemente der Mithräen unter dem von Pierre Nora geprägten Konzept des Erinnerungsortes¹. Demnach verweisen Kultbild, Kultraum und Kultpraxis auf die Taten des Mithras und dienen nicht dazu, den verehrten Gott zu vergegenwärtigen bzw. ihm symbolisch Präsenz zu verleihen. Die rituellen Mahlzeiten, bei denen die Kultanhänger vor dem Kultbild lagerten, sollten einen erinnernden Nachvollzug der Handlungen des Kultbegründers gewährleisten, wie Klöckner überzeugend herausstellt. Es war also im Unterschied zu anderen Kulturen nur eine begrenzte Interaktion der Teilnehmer mit dem Kultbild möglich. Aus dieser rituellen Praxis zieht Klöckner für die Funktion der zumeist als Malereien oder Reliefs überlieferten Kultbilder den Schluss, dass die Bilder im Zusammenhang mit dem Mithraskult abbildenden, repräsentativen Charakter hatten.

Unter dem Aspekt der Performativität interpretiert Helmut Krasser die Darstellung des Kolosseums in den Epigrammen Martials. Dazu geht Krasser zunächst von den Akten der Kommunikation zwischen Kaiser und unterschiedlichen Gruppen der römischen Gesellschaft im Amphitheater aus, um sodann die Übertragung dieser kommunikativen Praxis in literarische Texte darzustellen. Die Interaktionsformen zwischen Regenten und Bevölkerung sieht Krasser als „Inszenierung des Imperiums“ (S. 228), die als Inklusions- und Exklusionsmechanismen römische Identität stabilisierten. Im *liber spectaculorum* des Martial macht Krasser die Verbindung ekphrastischer und panegyrischer Elemente aus, wie sie die hellenistische Herrschaftsrepräsentation in Epigrammen vorgeprägt hatte. Durch diese Gestaltung wird der Leser beim Vorgang der Lektüre als Ko-Akteur in den Text integriert und zu einem nachvollziehenden Handeln animiert. Die Kommunikationssituation im Amphitheater wurde also sozusagen auf literarischer Ebene gezielt nachgebildet, um Identifikation zu gewährleisten und gleichzeitig den euergetischen Akt des Kaisers zu reproduzieren und auf diesem Wege zu vergegenwärtigen.

Bemerkungen zum thematischen Oberbegriff „fixieren“ leiten die nächste Abteilung des Sammelbandes ein. Auch hier liegt die etymologische Bedeutung dieses

1 Vgl. PIERRE NORA: *Entre Mémoire et Histoire. La problématique des lieux*. In: PIERRE NORA (Hg.): *Les lieux de mémoire. La République, la Nation, les Francs*, Bd. 1; Paris 1997, S. 23–43.

Terminus' zu Grunde, um das Themenspektrum, in das sich die einzelnen Beiträge auffächern, zu veranschaulichen. Peter Kuhlmann beleuchtet in seinem Aufsatz „Papyrologie – Philologie – Alte Geschichte“ am Beispiel der *Constitutio Antoniniana*, dass die fächerübergreifende Kooperation zwischen der Hilfswissenschaft Papyrologie und den beiden genannten Altertumswissenschaften mustergültig für interdisziplinäres Arbeiten stehen könne, da die Papyrologie sozusagen selbstverständlich mit methodischem Repertoire und Erkenntnissen anderer Fächer arbeite.

Alfred Schäfer stellt „Überlegungen zur Votivreligion am Beispiel ritueller Depositionen in Gruben“ an. Dazu wählt Schäfer einen kommunikationstheoretischen Zugang. Die Hinterlassenschaften in Gruben von Heiligtümern sieht Schäfer als „Zeugnisse religiöser Kommunikation“ (S. 278), mit deren Hilfe er kultspezifische Strukturen und Handlungen rekonstruieren möchte. Damit repräsentiert Schäfer eine archäologische Forschungsrichtung, die „der traditionellen ‹Archäologie der Monumente› eine eigenständige ‹Archäologie der Befunde und Funde›“ (S. 296) an die Seite stellt.

Mit der literarischen Rezeption des Trojamythos in Ovids elegischer Dichtung setzt sich Ulrike Egelhaaf-Gaiser auseinander. Der Erinnerungsort Troja fand in augusteischer Zeit vielfältigen Ausdruck in Bild- und Schriftmedien. Egelhaaf-Gaiser stellt überzeugend heraus, dass Ovid an die thematische Verarbeitung des Stoffes in der *Aeneis* und den *Georgica* des Vergil anknüpft, allerdings die von Vergil im Sinne der augusteischen Erinnerung geschaffenen, im Trojamythos reflektierten zeitgeschichtlichen Raumbilder umdeutet bzw. geschickt überschreibt mit dem Ziel, so performativ einer alternativen Geschichtsdeutung Geltung zu verschaffen. Auf diese Weise verfolgt Egelhaaf-Gaiser Fragestellungen aus dem Bereich der Memorialkultur und Mentalitätsgeschichte über einen Zugriff, der Fragen der Intertextualität und Intermedialität absolut gerecht wird.

Im folgenden Beitrag wendet sich Vera Binder dem Zwölftafelgesetz zu, das sie im Spannungsfeld von Geschichte und Erinnerung betrachtet. Binder erarbeitet zwei divergierende Grundpositionen in der Wahrnehmung des Zwölftafelgesetzes. Einerseits wurde die konkrete rechtsetzende Relevanz dieser Gesetze zunehmend bezweifelt, andererseits finden sich Stellungnahmen, die dem Zwölftafelgesetz große Bedeutung zuschreiben. Binder knüpft an das von Pierre Nora geprägte Konzept der Erinnerungsorte² an, um diese Diskrepanz plausibel zu erklären. So sieht sie die Rezeption des Zwölftafelgesetzes primär als „Bestandteil eines Identitätsdiskurses, nicht eines juristischen Diskurses“ (S. 353). Die Fähigkeit der Zwölftafeln, als Kristallisationspunkt für römische Identität zu dienen, ließ den Gesetzen im Laufe der Zeit eine Bedeutung zuwachsen, die deren praktische Relevanz überstiegen haben dürfte.

Die letzten vier Beiträge des Bandes summieren sich unter der Überschrift „verweisen“. Es stehen also Fragestellungen im Vordergrund, die einen entsprechenden Charakter antiker Zeugnisse zutage treten lassen. Mario Baumann betrachtet „Die Wolken“, eine Komödie des Aristophanes, unter dem Stichwort der Performativität. Baumann geht von der theaterwissenschaftlichen Wurzel der kulturwissenschaftlichen

2 Vgl. Anm. 1.

Performativitätstheorie³ aus und fasst dabei den Wolkenchor als die Verkörperung von Sprache auf, so dass letztlich das Wesen von Sprache zum Gegenstand einer Komödie werde. Das Plädoyer Baumanns für eine Erweiterung des Modells der Performativitätstheorie infolge des „performative turn“ der Kulturwissenschaften ist zu unterstützen.⁴ So spricht sich Baumann entschieden dafür aus, das Konzept auf seine Anwendbarkeit auf narrative Texte hin zu überprüfen. Wichtige Vorarbeiten dazu liegen allerdings bereits mit den Arbeiten Stephen Greenblatts und Jonathan Cullers⁵ vor.

Der Beitrag von Werner Tietz gilt dem zeichenhaften Charakter von Nahrungsmitteln. Somit geht Tietz über die rein ernährungspraktischen Aspekte von Lebensmitteln hinaus und untersucht gezielte Bedeutungszuschreibungen, die mit bestimmten Nahrungsmitteln verbunden waren. Dabei deckt er einen unterschiedlichen Habitus und divergierende Diskurse zwischen griechischer und römischer Welt auf. Unter Rückgriff auf ernährungsphysiologische Erkenntnisse kann Tietz so Missverständnisse in der Deutung römischer Ernährungsgewohnheiten durch griechische Autoren nachweisen, die die Ausgabe von Gerstenbrei statt Weizen an Soldaten, die sich im Kampf nicht bewährt hatten, sowie deren Verpflichtung, außerhalb des Legionslagers zu campieren, aus ihrer griechischen Perspektive als gezielte erniedrigende Strafe deuteten. Doch sollte mit dieser römischen Praxis ein Anknüpfen an die Ernährungsgewohnheiten der Vorfahren gewährleistet und so eine moralische Besserung der entsprechenden Truppenteile erreicht werden. Derartige Erkenntnisse sind jedoch nur zu gewinnen, wenn man bereit ist, die Grenzen der eigenen Disziplin zu überschreiten.

Peter von Möllendorff behandelt Aspekte der Intermedialität und Intertextualität am Skyphos des Nestor. Dabei lotet von Möllendorff die Spielräume zwischen einer minimalistischen und einer maximalistischen Interpretation vorsichtig aus. Überzeugend spricht sich von Möllendorff für eine spezielle Ergänzung der Prädikatslücke innerhalb des Epigramms auf dem Skyphos aus, das Versatzstücke aus der Ilias des Homer geistreich zu einem Trinkspruch erweitert. An diesen intertextuellen Befund schließen sich Überlegungen zum intermedialen Charakter des Bechers an, der sich als Erinnerungsstück an ein Symposion in seinem Zusammenwirken von eigener Materialität und Textualität von anderen Medien abgrenzt.

Der Aufsatzband wird durch einen Beitrag von Meike Rühl zu den Komödien des Plautus abgeschlossen. Anknüpfend an die Methodik des New Historicism spürt sie den Einflüssen des zeitgenössischen Kontexts auf die Gattung der Komödie und der Frage nach, ob Diskursfäden der plautinischen Komödien Eingang in den öffentlichen Diskurs

3 Vgl. ERIKA FISCHER-LICHTE: *Ästhetik des Performativen (Edition Suhrkamp 2373)*; Frankfurt/Main 2004. – ERIKA FISCHER-LICHTE, JENS ROSELT: *Attraktion des Augenblicks. Aufführung, Performance, performativ und Performativität als theaterwissenschaftliche Begriffe*. In: *Paragana* 10 (2001) H. 1, S. 237–254.

4 Vgl. zu den Möglichkeiten des „performative turn“: DORIS BACHMANN-MEDICK: *Cultural Turns. Neuorientierungen in den Kulturwissenschaften*; Reinbek bei Hamburg 2006, S. 104–143.

5 Beispielsweise STEPHEN GREENBLATT: *Verhandlungen mit Shakespeare. Innenansichten der englischen Renaissance*; Berlin 1990, S. 7, 12. – JONATHAN CULLER: *Philosophy and Literature. The Fortunes of the Performative*. In: *Poetics Today* 21 (2000) S. 503–519.

fanden. Dieses Interpretationsansinnen und die Verifikation eines entsprechenden Untersuchungsergebnisses mag allerdings Altertumswissenschaftlern, die es als selbstverständliche Praxis betrachten, Quellenbefunde zum historischen Kontext in Bezug zu setzen und aus diesem heraus zu erklären, als wenig überraschend erscheinen.

Kulturwissenschaftliche Methoden unter dem Stichwort der Interdisziplinarität in Wissenschaftsbereichen einzusetzen, die modernen Ansätzen bisweilen skeptisch gegenüberstehen, ist eine Herausforderung, gleichwohl geeignet, wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu sichern. Doch nur allzu oft wurde auf entsprechende Zugänge zurückgegriffen, um der eigenen wissenschaftlichen Arbeit den Schein der Modernität zu verleihen. Methode war in diesen Fällen häufig nur aufgesetzt und kein heuristisches Instrument; vielmehr ging mit dieser Praxis eine inflationäre Entwertung von Begrifflichkeiten und methodischem Repertoire einher. Im Gegensatz dazu überzeugen sämtliche Beiträge dieses Sammelbandes durch ihre konsequente, mustergültige Anwendung moderner Methoden, die zu weiten Teilen aus nicht genuin altertumswissenschaftlichen Disziplinen stammen, so dass sich die Publikation im besten Sinne als Arbeitsbuch erweist, das sich interdisziplinären Ansätzen nicht nur verpflichtet fühlt, sondern diese auch konkret und gewinnbringend einsetzt. Allen Aufsätzen ist zudem gemeinsam, dass sie Impulse zum selbstständigen methodenorientierten Arbeiten zu geben vermögen. Dieses Buch ist ein ehrgeiziges Unternehmen, das seinem Anspruch vollauf gerecht wird.

ISABELLE KÜNZER

Bonn

Thea Burns: The Invention of Pastel Painting; London: Archetype Publications 2007; 236 S., 54 farbige Abb., 9 SW-Abb., ISBN 978-1-904982-12-3; € 25,00

Andreas Henning, Harald Marx: „Das Kabinett der Rosalba“. Rosalba Carriera und die Pastelle der Dresdener Gemäldegalerie Alte Meister; München, Berlin: Deutscher Kunstverlag 2007; 182 S., 109 farbige Abb., 31 SW-Abb., ISBN 978-3-422-06692-2; € 29,90

Das Pastell wäre die Farbe *ihres*, des 18. Jahrhunderts gewesen, überschrieb Andreas Henning einen Beitrag aus Anlass des 250. Todestages der venezianischen Pastellmalerin Rosalba Carriera im Jahre 2007.¹ Der Konservator für italienische Malerei der Gemäldegalerie Alte Meister Dresden hat insofern recht damit, als das Pastell tatsächlich seine größte Blüte im Barock hatte und im Rokoko sogar zu einem bevorzugten und typischen Ausdrucksmittel wurde.² Unter den damaligen herausragen-

1 ANDREAS HENNING: „Pastell war die Farbe ihres Jahrhunderts“. Zum 250. Todestag der venezianischen Pastellmalerin Rosalba Carriera. In: *Dresdener Kunstblätter*, 51 (2007), H. 2, S. 80–92.

2 HERMANN BAUER, HANS SEDLMAYR: *Rokoko. Struktur und Wesen einer europäischen Epoche*; Köln 1992, S. 75.